



Eugen-Maria Schulak, am 31.01.1963 in Wien geboren; Studium der Psychologie, Geschichte und Philosophie; Arbeit als Musiker; Produktion von Radio- und Fernsehwerbung; Lehramt AHS; Doktorat in Philosophie an der Universität Wien; philosophische Vorträge; philosophische Essays in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien; Eröffnung einer Philosophischen Praxis in Wien (1998); Departmentleiter für Philosophie und Weltbild an der Academy of Life (Siemens Österreich); Seminare im Bereich Philosophie und Ethik; Vorträge und Essays im Bereich der Bildenden Kunst; Lehrtätigkeit an der „Walz“ (Wiener Lernwerkstatt); freier Mitarbeiter bei der „Wienerzeitung“ und der Zeitung „Die Presse“

Buchveröffentlichungen: „Daimon. Über die Motive philosophischen Denkens“, Wien 2001, Wiener Universitätsverlag. „Für und Wider. Arbeits- und Lesebuch der Ethik“, Bd.1, Wien 2002 (gemeinsam mit A. Kitzberger), Manz Verlag. „Für und Wider. Arbeits- und Lesebuch der Ethik“, Bd.2, Wien 2003 (gemeinsam mit A. Kitzberger), Manz Verlag.

*Adresse:
Dr. Eugen-Maria Schulak
Philosophische Praxis
Schlüsselgasse 24/19
1080 Wien
schulak@philosophische-praxis.at*

Europas philosophische Wurzeln

Die metaphysischen Grundlagen der antiken griechischen Philosophie als Startschuss für eine westliche Ideologie

Europas erste Philosophen wirkten ab 600 vor Christus, in einer Zeit, die in vielen Bereichen noch archaisch war: Orakel, Opfer und Legenden standen im Zentrum kulturellen Engagements. Philosophie war Angelegenheit versprengter Einzeler, um die sich zaghaft kleine Gruppen scharten. Diese hatten untereinander zwar Kontakt, erreichten aber kaum ein öffentliches Publikum. Erst langsam nahm das alte Griechenland die neuen Denkstrukturen in sich auf. Von einer philosophischen Szene war noch lange nicht die Rede. Erst später, als Athen zum Zentrum avancierte, sollte sich das Wissen in etablierten Schulen sammeln und in der Folge zur Basis griechischer Wissenschaft und Bildung werden.

Jene, die den Grundstein legten, wie Xenophanes, Heraklit, Parmenides, Anaxagoras und später auch Platon, bezogen ihre schöpferische Kraft aus der Kritik an den althergebrachten Mythen. Diese hatten ursprünglich zur geistigen Orientierung gedient, wurden dann aber zunehmend als unzureichend empfunden. Die Kritik am Mythos erfolgte mit den Mitteln der vernünftigen Überlegung und Diskussion, wovon man sich Einsicht in die tatsächliche Realität versprach.

Weltvernunft

Um ihrem Standpunkt innerhalb der griechischen Kultur Gewicht zu geben, schufen die ersten Philosophen eine Art Gegenmythos, eine metaphysische Ideologie: Das All, so wie wir selbst, sei von einer geistigen Kraft, einem Weltgesetz, einer Weltvernunft durchzogen. Diese befähige uns dazu, die Natur in ihrem wahren Wesen zu erkennen. Wenn wir uns nur genügend anstrengen und unsere Geisteskräfte kultivieren würden, läge uns die Welt mit all ihren Gütern und Rätseln einmal restlos zu Füßen.

Den Texten jener Philosophen sind freilich auch Klagen über die Begrenztheit unserer Erkenntnis zu entnehmen. Es gelte aber unentwegt gegen diese Grenzen anzurennen. Und

**Basis griechischer
Wissenschaft und Bildung**

**Kritik an den
althergebrachten Mythen**

**Klagen über Begrenztheit
unserer Erkenntnis**

**Erziehung zur Vernunft
als moralisches Gebot**

**Wunsch nach
Aufklärung und Wissen**

Xenophanes ...

**... ein neues
theologisches Konzept**

nichts, außer unserer Faulheit vielleicht, stehe uns dabei im Wege. Kein strafender Gott behindere uns, denn unser Gott sei die Vernunft, sei in uns selbst. Ohne zu zögern habe der Mensch an sich zu arbeiten, an Weisheit, Schönheit und Stärke zu erblühen, um der Natur, so wie sich selbst, den letzten Schliff zu geben.

So geschah es, dass die Vernunft mit dem sittlich Guten identifiziert wurde, die Erziehung zur Vernunft als moralisches Gebot erschien, man die Welt als vernünftig strukturiert betrachtete und sich diese Welt im Namen der Vernunft auch untertan machte. Die Philosophen setzten jene Fähigkeit, jenes Prinzip, von Anfang an in die Sphäre des Göttlichen und priesen sie in unzähligen Schriften.

Der Wunsch nach Aufklärung und Wissen veränderte die Welt maßgeblich. Ein starker Glaube, ein tiefer Optimismus waren Basis und Antriebskraft von Anfang an. Die metaphysische Voraussetzung – eine vernünftig strukturierte und allgemein fassbare Wirklichkeit bzw. die menschliche Fähigkeit, die Wirklichkeit vernünftig strukturieren zu können – wurde erst später kritisch reflektiert, und zwar dann, als die rationale Ordnung der Dinge und die rationale Struktur unseres Erkenntnisapparates nicht mehr plausibel erschienen und man die Dimension des Irrationalen mit Erschrecken begriff. Dies war jedoch erst ab dem 19. Jahrhundert der Fall und nur innerhalb der philosophischen Disziplin. Wissenschaft, Technik und Ökonomie blieben in ihrer Praxis davon weitgehend unbeeindruckt.

Der Gott der Philosophen

Der erste jener Griechen, die den Mythen nicht mehr glauben wollen, ist Xenophanes. Freilich kann er die Götterwelt noch keineswegs besiegen, doch er versucht sie zu zersetzen, indem er seinen Spott verbreitet. „Wenn die Ochsen, Rosse und Löwen Hände hätten“, schreibt er, „und malen könnten (...) und Statuen bilden wie die Menschen, so würden die Rosse rossähnliche, die Ochsen oxsenähnliche Göttergestalten malen und solche Statuen bilden, wie sie gerade selbst ihre Form hätten“¹⁾ (siehe Anhang).

Der religiösen Einfalt stellt Xenophanes ein neues theologisches Konzept entgegen. Demnach ist bloß „ein einziger Gott unter Göttern und Menschen am größten, weder an Gestalt noch an Gedanken den Sterblichen ähnlich“²⁾. Dieser „Gott ist ganz Auge, ganz Geist, ganz Ohr“³⁾ und „ohne Mühe erschüttert er alles mit seines Geistes Denkkraft“⁴⁾.

Mag sich ein Mann des Volkes die Götter weiterhin als Helden vorstellen, es sei ihm verziehen, er ist ein Banause. Ein Philosoph jedoch, dessen Weisheit „besser als die rohe Kraft“⁵⁾ ist, wird einem Zeus, Poseidon und Hephaistos nichts mehr abgewinnen können: Denn Gott ist unvergleichlich, „ganz Geist“, wie auch ein Philosoph sich unvergleichlich

geistvoll fühlt; Gott ist „ein Einziger“, wie auch ein Philosoph stets solitär und souverän sein will, und Gott erschüttert, lenkt alles mit „seines Geistes Denkkraft“, wie auch ein Philosoph stets zu erschüttern weiß und vor dem Lenken wenig Skrupel hat. – Somit wird vorerst eines klar: Wenn die Philosophen Göttergestalten bilden, sind sie den Ochsen, Rossen, Löwen und gewöhnlichen Menschen um nichts voraus. Sie verehren dann, wie jene anderen, bloß das Ideal ihrer selbst.

Darüber hinaus hat Xenophanes die Vorstellung, dass „die Gesamtheit aller Dinge [...] [bloß] ein einziges Wesen“⁶⁾ ist. Wenn Gott nun aber einerseits ganz Geist und andererseits das Ganze ist, dann muss das Ganze, wie auch der Mensch, vom Göttlich-Geistigen durchdrungen sein. So kann Xenophanes voll Hoffnung in die Zukunft sehen: Würde den Menschen auch nicht alles Wissen gleich enthüllt, so „finden sie doch, suchend, nach und nach das Bessere“⁷⁾. Das „Bessere“ zu finden, der Fortschritt zum Vernünftigen ist angesichts der göttlich-geistigen Allgegenwart bloß eine Frage der Zeit. – Dass Xenophanes als Kritiker der Mythen damit einen neuen Mythos schuf, das konnte er wohl kaum erahnen.

Ordnung und notwendiger Widerspruch

Wie für Xenophanes ist auch für Heraklit das Göttliche ein Geistiges. Er nennt es „Logos“ – sinnerfülltes Wort, vernünftige Rede, Vernunft, Weltvernunft, Weltgesetz – manchmal auch „Blitz“, „Feuer“ und „Verhängnis“. All diese Worte bedeuten ihm ein und dasselbe, nämlich jene ordnende Kraft, welche „alles auf alle Weise zu steuern weiß“⁸⁾, welche in den Prozessen der Natur das Gemeinsame, der Zusammenhang ist. Wo Barbarenselen das Walten obskurer Götter oder gar Chaos vermuten, erkennt der Philosoph die Ordnung. Und er erkennt sie deshalb, weil er sich selbst als einen Teil von ihr begreift und sie in Form seiner Vernunft auch aktiv benutzt.

Wesentlich für Heraklit ist die Idee, dass „alles eins ist“⁹⁾. Dieses Eine hat die Aufgabe, das Gegensätzliche in allem zu verwalten. „Warm und kalt“, „trocken und feucht“ sind dauerhafte Widersprüche, wandeln und bekämpfen sich, und doch sind sie ein Ganzes: deshalb, weil sie geordneten Strukturen entsprechen und ein Gesetz in ihnen wirkt, welches die Weltvernunft, der Logos ist. Zwar ist der Kosmos Kampfplatz gegensätzlicher Prinzipien, doch durchschaut man deren Wirkungsweise, so werden all die Widersprüche als Notwendigkeit begriffen. Der Zusammenhang ist hergestellt, was einen Blick aufs Ganze freigibt: „Das Widerstrebende vereinigt sich und aus den entgegengesetzten Tönen entsteht die schönste Harmonie, und alles Geschehen erfolgt auf dem Weg des Streites“¹⁰⁾.

Die Welt ist demnach ewiger Prozess. Bewegung und Wechsel, Krieg und Vergänglichkeit prägen ihr Erscheinungsbild. Dennoch ist in allem Logoshafte, „erglommend nach

Gott ist „ein Einziger“

Der Mensch, vom Göttlich-Geistigen durchdrungen

Heraklit: „Logos“ als ordnende Kraft

Idee, dass „alles eins ist“

Die Welt als ewiger Prozess

**Der Logos wirkt
ausnahmslos in allem**

Maßen und erlöschend nach Maßen¹¹⁾. So hat auch jeder Einzelne die Chance in sich ein Feuer zu entzünden, „die Fähigkeit, sich selbst zu erkennen und vernünftig zu denken“¹²⁾. Dem Menschen, als einem Bestandteil der vom Logos strukturierten Welt, ist es gegeben, den Gesamtprozess allmählich zu verstehen. Zwar ist es keineswegs ein Leichtes, all die Rätsel der Natur zu lösen, doch da der Logos ausnahmslos in allem wirkt, können wir kraft des Logos sowohl die Natur als auch uns selbst erkennen. Dass diese Fähigkeit, so Heraklit, tatsächlich auch zum Tragen kommt, ist aber selten. Die „Vielen“ sind geistig träge und „vollgefressen wie das Vieh“¹³⁾.

Metaphysik

In diesem Sinne ist Metaphysik schöpferische Philosophie: Ihr Wert ist der des Kunstwerks; ihr Wesen ist die Einheit von Bekenntnis und Erkenntnis; ihr Ziel ist die Verschmelzung des Menschlichen mit dem Kosmischen. Metaphysik ist so die Suche nach dem alles enthaltenden und alles erhaltenden Kern, nach der von allen Dingen gelösten und alle Dinge erst lösenden Abstraktion. Sie ist das Trachten nach dem Überbegriff, der alles durch alles erleuchtet; die Begierde nach einer Wortskulptur, welche den Blick aufs Ganze freigibt. Sie ist die Sehnsucht nach der Homogenität; die Phantasie, dass unser Denken an einem Punkt zusammenfließt; der Wunsch, dass dieses Eine dann die Welt endlich plausibel und erklärbar macht. Sie ist die wütende, maßlose Frage nach dem Ewigen, Grundlosen, in sich selbst Ruhenden, sich selbst Bejahenden, die Frage nach dem wahren Sein des Seienden, dem Absoluten. – Metaphysik ist Philosophie an der Kippe.

**Metaphysisch ist
Philosophie an der Kippe**

Das Unvergängliche

Wie Heraklit geht auch Parmenides von der Erfahrung aus, dass die Natur sich immerzu verändert. Die große Harmonie in allem, wie sie Heraklit behauptet, ist für Parmenides jedoch nicht nachvollziehbar. Im Gegenteil: Es herrscht das Chaos, andauernd kommt Neues auf und anderes verschwindet wieder, nichts bleibt, aber auch gar nichts „ist“. Die Welt „ist“ schlichtweg nicht, weil sie niemals einen Ist-Zustand bedeutet, sondern bloß wird und vergeht, was einem Nicht-Ist-Zustand gleichkommt: „Nötig ist zu sagen und zu denken, dass nur das Seiende ist; denn Sein ist, ein Nichts dagegen ist nicht; das heiße ich dich wohl beherzigen“¹⁴⁾.

**Parmenides:
Es herrscht das Chaos**

**Stetes Werden
und Vergehen**

Um dieses stete Werden und Vergehen nun aber in den Griff zu bekommen, muss unser Denken ein Exempel statuieren und behaupten: Etwas „ist“ so oder so, und nicht anders. Die Prozesse der Natur wären wohl niemals Gegenstand der Erkenntnis geworden, wenn unser Denken sie nicht künstlich angehalten und in einen Ist-Zustand verwandelt hätte. Das stete Fließen entzieht sich jeder Formulierung. Erst unser Denken, welches sagt, dass etwas „ist“ und damit „Sein“ schafft, produziert die Welt des Bleibenden: „Schau [...] mit

dem Geist, wie durch den Geist das Abwesende anwesend ist mit Sicherheit¹⁵⁾.

Parmenides sieht die Vergänglichkeit und strebt gleichzeitig Gewissheit an. Gewissheit aber ist ein Zustand, der wegen der Vergänglichkeit nicht sein kann: Liegt die Vergänglichkeit im Blickfeld, ist nichts gewiss. Wird die Gewissheit angestrebt, darf nichts vergehen. Dass aber etwas nicht vergeht, ist gegen die Gesetze der Natur. Deshalb verlässt Parmenides die Welt und denkt sich eine andere aus: die Welt der Logik. Nur dort ist Unvergänglichkeit. Denn Sätze wie „Das Seiende ist“ oder „Das Nicht-Seiende ist nicht“ sind ewig gültig, sind der Vergänglichkeit entschlüpft.

Die Winkelsumme eines Dreiecks „ist“ (=) 180 Grad. Allein, dass dieser Tatbestand sich jeder Zeitlichkeit entzieht, quasi die Ewigkeit beschwört, hätte Parmenides, der diese Gleichung noch nicht kannte, zutiefst beeindruckt. Erfahrungen des Alltags können dem niemals gleichkommen. Demnach hat auch die sinnlich-existente Welt im Ganzen wenig Wert. Die logisch-gedachte Welt hingegen bedeutet Wahrheit. Die menschliche Vernunft kann diese Wahrheit, dieses „Seiende“ erkennen. Das „Nicht-Seiende“ erkennt sie nicht. Es wird, weil undenkbar, weil unfassbar, als Schein-Meinen, als Unwahrheit verworfen.

Die Lehre des Parmenides, so ein antiker Kommentator, unterscheidet zwischen dem „wahrhaft Seienden, nur im Denken Erfassbaren“ und dem „Werdenden, mit den Sinnen Wahrnehmbaren“. Letzteres habe Parmenides „nicht schlechthin als seiend [d.h. wirklich] anerkennen wollen, sondern nur als scheinbar seiend“. Daher gebe es „vom Seienden eine Wahrheit, vom Werdenden dagegen nur eine Meinung“¹⁶⁾. Demnach läuft alles auf einen grundlegenden Dualismus hinaus: einerseits nur im Denken erfassbares Seiendes, also formal-logische Vernunftkenntnis und andererseits nur mit den Sinnen wahrnehmbares Werdendes, also empirische Erkenntnis, deren Wahrheitswert dem bloßen Meinen gleichkommt. Die Wahrheit ist bloß auf formalem Wege zu erreichen. Sie ist etwas Gedachtes, eine Konstruktion.

Dass uns das Seiende nur kraft des Denkens ins Bewusstsein kommt und umgekehrt das Denken dieses Seiende erst produziert, das hat Parmenides auch selbst auf den Punkt gebracht: „Denken und Sein ist dasselbe“¹⁷⁾. Kürzer ließ sich seine Lehre wohl kaum formulieren.

Das Bewegende

Anaxagoras treibt die Vergöttlichung des Geistes auf die Spitze, indem er dessen „außerkosmische“ Natur beschwört. Für Aristoteles sollte dies freilich schon selbstverständlich sein: Er wird dann jedes Denken vor diesem Gedankenschritt als „planloses Gerede“¹⁸⁾ bezeichnen.

**Parmenides strebt
Gewissheit an**

**Die logisch-gedachte Welt
bedeutet Wahrheit**

**Formal-logische
Vernunftkenntnis ...**

... empirische Erkenntnis

**„Denken und Sein
ist dasselbe“**

Anaxagoras: Kosmos war nicht von Anfang an

Kosmos, so Anaxagoras, war nicht von Anfang an. Einst herrschte Chaos, und die Materie lag wirr durchmischt und ohne Form im Raum, alles stand still. Damit die Ordnung überhaupt entstehen konnte, bedurfte es der Einwirkung von außen, einer Ursache: nämlich des Geistes. „Und als der Geist die Bewegung begann“¹⁹⁾, versetzte er die Urmasse in Rotation, so dass die Ordnung sich auf Grund zentrifugaler Kräfte langsam bilden konnte. Der Geist stand währenddessen außerhalb. Denn er ist „selbstherrlich, vermischt mit keinem Ding, sondern allein, selbständig und für sich [...]. Er ist das feinste aller Dinge und das reinste, und er besitzt von allem Kenntnis, hat die größte Kraft [...]. Und wie es war [...] und alles was jetzt ist, und wie es sein wird, ordnete er an.“²⁰⁾

Am Anfang war der Geist

Das, so Anaxagoras, was alle Ordnung erst verursacht, muss sich von dem, was da geordnet wurde, unterscheiden. Das Bewegende muss über dem Bewegten stehen. Das Bewirkende hat über dem Gewirkten, über der Wirklichkeit zu ruhen. Am Anfang war der Geist. Und da er „seine Macht nur aus sich selbst“²¹⁾ hat, gibt es kein Davor. Er ist unendlich, selbstherrlich und rein, ist Ursache von allem wie Ursprung seiner selbst, und „über alles, was nur Seele hat, über die größeren wie die kleineren Wesen, hat er die Herrschaft“²²⁾.

Erkennen der vernünftigen Struktur der Welt

Die Selbstherrlichkeit des Geistes zeigt sich darin, dass er sich selbst den Menschen zum Geschenk machte, nämlich in Form ihrer Vernunft. Dieses Geschenk, diese Vernunft – also er selbst -, bewirkte das allmähliche Erkennen der vernünftigen Struktur der Welt, welche nun wiederum er selbst ist. Als Gipfelpunkt seiner Selbstherrlichkeit hat dieser Geist ein Publikum geschaffen, welches ihm von den ersten Rängen her andauernd applaudiert. – Philosophie ist demnach wohl nichts anders als Gottesdienst.

Platon: „Ideen“ stellen göttliche Wesen dar

Das Ideelle

Platon stellt sich ein ewiges, unveränderliches, überirdisches und rein geistiges Reich der Ideen vor. Alles, was auf der Erde existiert, ist dort in Form von ideellen Urbildern vorhanden. Jeder Bestandteil unserer individuellen Wirklichkeit entstammt dem Jenseits, ist bloß ein Abbild ewiger Ideen. Im Gegensatz zum Sprachgebrauch von heute stellen „Ideen“ für Platon göttliche Wesen dar, welche tatsächlich existieren. Sie sind nicht das Produkt unseres Denkens, sondern umgekehrt: dessen Erkenntnisinhalt.

Der Mensch ist spirituell und materiell zugleich

Wie für Parmenides zerfällt auch Platons Welt in zwei Bereiche: in das unveränderliche Sein, welches allein durch das vernünftige Denken erfassbar ist, und in das veränderliche Seiende, das durch die trügerischen Sinne wahrgenommen wird. Der Mensch steht als das Bindeglied dazwischen: Er ist spirituell und materiell, rein und unrein zugleich. Er ist ein Reiner in seiner seelisch-geistigen Existenz, ein Unreiner in seiner fleischlichen Existenz; ein Reiner in seinem vernünfti-

gen Denken, ein Unreiner in seinem triebhaften Wollen. Als Zwischenwesen wird er ständig hin- und hergerissen. Platon meint, dass sich der Mensch entscheiden kann und muss.

Der Weg

Den Aufstieg in die Welt des Geistes stellt Platon durch eine Linie²³⁾ dar. Er unterteilt sie in vier verschieden lange Abschnitte. Die Gesamtlänge symbolisiert die volle Breite des menschlichen Erkenntnisvermögens. Die einzelnen Abschnitte entsprechen den unterschiedlichen Qualitäten des Erkennens. Die verschiedenen Längen der Abschnitte bezeichnen die Häufigkeit der jeweiligen Erkenntnisart.

In den ersten und längsten Teil der Linie stellt Platon die verschwommene Wahrnehmung. Durch sie erkennen wir nur „Schatten“ und „Spiegelungen“. Sie ist am weitesten verbreitet, bringt aber bloß „Vermutungen“ zu Stande. Der zweite Teil der Linie meint die präzise Wahrnehmung, welche schon seltener ist. Dank ihrer Schärfe können Lebewesen und Gegenstände klar erkannt werden. Da aber immer noch die Sinne maßgeblich beteiligt sind, ist gleichfalls bloß ein „Glauben“ oder „Für-wahr-Halten“ möglich. Erst der dritte Teil der Linie stellt das höhere Denken dar. Nur wenigen ist es vergönnt, bis hierher vorzudringen. Denn nun beginnt die Welt des Seins, findet die wahre Erkenntnis statt. Der dritte und schon recht kurze Teil ist demnach der Wissenschaft gewidmet, unter anderem der Mathematik, welche die Sphäre der Sinnlichkeit verlässt, um sie in allgemeinen Lehrsätzen zu überschreiten. „Vernünftiges Nachdenken“ nennt Platon diese Tätigkeit.

Den Endpunkt dieses langen Weges, den letzten Abschnitt, bilden die Ideen. Um deren absolute Wahrheit „einzusehen“, bedarf es freilich eines Philosophen. Nur dieser ist der „Einsicht“, der „Ideenschau“, der Erkenntnis aus reinen Begriffen fähig. Doch wie soll jemand „Einsicht“ in die ewigen Ideen haben können, wenn, wie Platon es behauptet, jene sich der sinnlichen Erfahrung strikt entziehen? Um dieses Problem zu lösen, behauptet Platon felsenfest, dass jede „Einsicht“ bloß ein Akt der „Wiedererinnerung“²⁴⁾ sei: Im Jenseits wären der Seele die Ideen durchaus bewusst gewesen. Bei der Geburt, bei ihrem Eintritt in den Körper, hätte die Seele die Ideen jedoch vergessen, weshalb es für den Philosophen gelte, sich ihrer wiederzuerinnern. Das Gedächtnis eines Philosophen bekommt so eine neue Dimension.

Die gute Sonne

Unter den Ideen nimmt die Idee des Guten den höchsten Rang ein. Platon vergleicht sie mit der Sonne²⁵⁾, deren Licht der Welt erst Sichtbarkeit verleiht. Dementsprechend verleiht das Gute dem Ideenreich erst Existenz, wodurch es auch dem Menschen Einsicht erst ermöglicht. Kurz: Das Gute, die Ver-

Unterschiedliche Qualitäten des Erkennens

„Schatten“

„Glauben“

„Vernünftiges Nachdenken“

„Einsicht“: ein Akt der „Wiedererinnerung“

Idee des Guten

**Vernunft: Schlüssel zur
wahren Welt**

nunft, das Sein, das Göttliche und die Wahrheit sind für Platon überaus eng miteinander verbunden. Die Vernunft ist dabei jene Fähigkeit, welche den Schlüssel zur wahren Welt bedeutet. Sie ist schlichtweg das Wertvollste, das Göttliche und Beste in uns.

Macht und Philosophie

Vernunft, Macht und Moral

In seiner politischen Dimension zeigt sich Platons Denken erst in dessen Staats- und Rechtsphilosophie: „Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden [...] oder die, die man heute Könige und Machthaber nennt, echte und gründliche Philosophen [...] und wenn dies nicht in eines zusammenfällt: die Macht [...] und die Philosophie, [...] so wird es [...] mit dem Elend kein Ende haben, nicht für die Städte und auch nicht [...] für das menschliche Geschlecht“²⁶⁾.

Elitäres Erziehungssystem

Um den Willen zur Macht bzw. den Durst nach Erkenntnis nicht erst im Nachhinein künstlich hervorrufen zu müssen, entwirft Platon, der Begründer der ersten Universität, ein überaus elitäres Erziehungssystem, welches den Philosophenkönig am Ende gleichsam ausspucken soll. Zugelassen werden männliche Jugendliche aus gutem Hause, denen ein umfassendes Studium des gesamten Wissens ihrer Zeit und strengste Auslese bis zum 50. Lebensjahr bevorstehen. Die Herrschaft soll der Beste übernehmen, jener, dessen Weisheit es zur Einsicht in die Idee des Guten bringt. Dass dessen Einsicht dann den Status des Gesetzes hat und auch verbindlich zu befolgen ist, geht aus der Ideenlehre klar hervor: Ideen sind real existierende göttliche Wesenheiten, gleichsam Respektspersonen, keinesfalls Hypothesen. Dass Platon darüber hinaus noch die Abschaffung des Privateigentums, staatlich kontrollierte Fortpflanzung und die Todesstrafe für unverbesserliche Atheisten²⁷⁾ fordert, erscheint uns heute „totalitär“ oder „barbarisch“.

**Das Obsessive an
Platons Philosophie**

Das Obsessive an Platons Philosophie ist, dass sich das Vernünftige immer auch für das Gute und Gerechte hält, wie sich umgekehrt das Gute und Gerechte auch stets als das Vernünftige ausgibt und das Böse und Ungerechte als ein Irrtum gilt. Dass das Gute dumm und das Böse intelligent sein kann oder dass es ein Jenseits von Gut und Böse gibt, ist Platon fremd.

**Die Seele gleicht
dem Göttlichen**

Die Brücke zum Christentum

Gemäß der Spaltung in Ideelles und Materielles, Geistiges und Sinnliches, wird von Platon auch der Mensch gleichsam in Seele und Körper zerhackt. Als misslungenes Abbild, Strafe, Gefängnis und Grab ist uns der Körper, gleich einer unheilbaren Krankheit, bloß lebenslang hinderlich. Die Seele hingegen, so Platon, gleicht „dem Göttlichen, dem Unsterblichen, [...] dem Eingestaltigen, dem Unauflöselichen“²⁸⁾. Als

unser Anteil am Göttlich-Vernünftigen überdauert sie das irdische Leben.

Platons Denken war zweifellos das Bindeglied zwischen Antike und Christentum. Seine Seelenlehre, die Annahme eines guten und vernünftigen Welterschöpfers sowie die gesamte Ethik nahmen das Christentum in vielem vorweg. So konnte die Grundannahme der Vernunft nicht nur eine Fortsetzung finden, sondern sogar seine Weiterentwicklung erleben: Das Vernünftige wurde christlich. – Jene Philosophen, die mit „der Vernunft“ als metaphysische Gegebenheit schließlich brechen sollten, mussten deshalb auch mit dem Christlichen brechen, und zwar total. Es waren dies jene Philosophen, deren Schriften nicht mehr beruhigen wollten, sondern schmerzten, Denker, welche die „Seele“ erst eigentlich in vollem Umfang und jenseits ihrer Idealität erforschten, wie Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche.

Tradition

Aristoteles übernahm, trotz seiner Kritik an der Ideenlehre, Platons Vorstellung einer vernünftig strukturierten und auch vernünftig erkennbaren Wirklichkeit. Um wahres Wissen herzustellen, galt es die Wirklichkeit im Denken – d.h. im Begriff – bloß möglichst unverfälscht abzubilden. Da die göttlich-logische Ordnung sowohl den Kosmos als auch den Menschen bis ins Innerste durchdrang, stand weder dem metaphysischen Erkennen des Urgrundes, noch dem wissenschaftlichen Erforschen der Materie prinzipiell etwas im Wege. Ob dies auch restlos gelang, war bloß eine Frage der philosophischen Anstrengung und des griechischen Selbstbewusstseins.

Als Europa langsam christlich wurde, zog sich die Wirklichkeit hinter die Wolken des Himmels zurück und blieb demjenigen vorbehalten, dessen Wege als unerforschlich galten. Das objektiv Wirkliche und kosmisch Vernünftige verschmolz mit der Allwissenheit und Allmacht Gottes. Der Mensch, zwar Gottes Ebenbild, doch in Bezug auf seinen Schöpfer bloß Geschöpf, geriet ins Hintertreffen: Das An-Sich der göttlichen Vernunft zu erkennen, überstieg die Kräfte der Geschöpfe. Was blieb, war der Gedanke, dass der Kosmos, als der Abglanz Gottes, in unserem Bewusstsein bloß erscheint. Man erfasste so weiterhin die Wirklichkeit – zwar nicht ihr An-Sich, aber ihr Für-Uns – man erfasste die Wirklichkeit, wie sie für uns erscheint.

Mit dem Ausklang des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit wurde die an sich bittere Tatsache, dass die Vernunft bloß in die Schranken unserer Welt verwiesen ist, durch eine gezielte Steigerung der Effizienz zu kompensieren versucht: Die Entwicklung moderner wissenschaftlicher Methoden sowie die Erforschung der Bedingungen des vernünftigen Lebens und Erkennens boten zunehmend tiefere Einblicke in

**Platons Denken:
Bindeglied zwischen
Antike und Christentum**

Wirklichkeit im Denken

**Allwissenheit und
Allmacht Gottes**

**Neuzeit: Entwicklung
moderner wissenschaftlicher
Methoden**

Französische Aufklärung

die umliegenden Realitäten. Die französische Aufklärung schrieb dann die Idee eines universalen Fortschritts zum Vernünftigen auf ihre Fahnen, was die Untergrabung des Christlichen, die Verbreitung sozialrevolutionären Gedankenguts und die Popularisierung von Wissenschaft und Bildung zur Folge hatte.

Hegel: Verklärung des Vernünftigen

Kant versuchte einen Neuanfang, indem er das menschliche Vernunftvermögen einer nüchternen Kritik und Analyse unterzog. Jenseits dieser Nüchternheit befand sich Hegel. Er trieb die idealistische Verklärung des Vernünftigen derart auf die Spitze, dass sich die Stimmen der Kritik bis heute nicht haben beruhigen wollen. Danach veränderte sich das Philosophieren grundlegend. Die traditionelle Metaphysik wurde auf höchst unterschiedliche Art und Weise destruiert und fand ihr Ende. Abzüglich seiner metaphysischen Überhöhung ist der Glaube an das Vernünftige bis heute philosophisch präsent. Er lebt weiter in der Hoffnung – in der Hoffnung auf eine Zukunft, in der alle Probleme in einer nüchtern rationalen Weise formuliert und schließlich auch gelöst werden können, da die Sprache der Vernunft, als das Bindeglied der intelligenten Eliten, notwendig zu einem Konsens führen muss.

Hybris

Ideologischer und psychologischer Beginn der europäischen Entwicklung

All das, was jene Pioniere – Xenophanes, Heraklit, Parmenides, Anaxagoras und Platon – voll Stolz und Selbstbewusstsein schufen, wurde von Aristoteles, Epikur und vielen anderen gelesen, in deren Werken fortentwickelt und so zur Grundlage eines „modernen“ Griechentums. Die Renaissance und das Zeitalter der Aufklärung bauten auf jenen Grundlagen der Alten auf und machten sie zum Kernstück der modernen Zeit. Hier liegt der Anfang eines Weges, der ideologische und psychologische Beginn der europäischen Entwicklung. Das Christentum und die arabische Kultur sind freilich ebenso als Wurzeln anzusehen, doch jener Geist des alten Griechenland, der Logos der Neugier und der Enthüllung, der Respektlosigkeit und des Getriebenseins, der Egozentrik und der Extreme war letztlich stärker.

Basis der Erfolgsgeschichte des Westens

Jene Maximen gelten heute mehr denn je. Sie sind die Wurzeln einer Kraft, die etwa einen Livingstone durch Afrika getrieben hat, um weiße Flecken auf der Weltkarte zu erforschen, um reich und unsterblich zu werden. Jene Parolen sind der Hintergrund der Gier nach Wissen und nach Macht, die Basis der Erfolgsgeschichte des Westens, welcher den Rest der Welt wohl heute zweifellos beherrscht. In diesen Sätzen liegen aber auch die Wurzeln all der Grausamkeit und Arroganz, die unserer Kultur nun einmal eigen sind. Eine Blutspur, die ihresgleichen sucht, aber auch ein Weg, der uns zu Wohlstand und Bildung verhalf, sind Konsequenzen dieses Denkens.

Während die Philosophie der Gegenwart weitgehend von skeptischen, nihilistischen und zynischen Denkmustern

durchzogen ist, leben innerhalb von Wissenschaft und Technik in ihrer Praxis die Entdeckungswut und der latente Optimismus ungebrochen fort. Nach wie vor werden ungeheure Energien freigesetzt. In rasender Geschwindigkeit wird die Natur tagtäglich schonungslos enträtselt. Gleichzeitig geht die Angst vor der Naturzerstörung, vor der Arbeitslosigkeit und vor der Aggression um, und das nicht ohne Grund.

Im Zeitalter der Globalisierung ist die europäische Kultur auf dem Umweg über die USA zu einer Art Siegeszug angetreten. Der Geist des Westens bildet in unseren Tagen die Grundlage eines geschlossenen, erfolgreichen und noch nahezu ungebrochenen Systems. Und es sieht so aus, als ob der Absolutheitsanspruch westlicher Lebensart und westlichen Denkens in seiner Totalität erst heute radikal gestellt und eingefordert würde. – Doch Hochmut, jene „Hybris“, die bereits Homer beschrieben hat, war für die Griechen stets ein Zeichen für Gefahr.

**Natur wird
schonungslos enträtselt**

**Hochmut war
für die Griechen ein
Zeichen für Gefahr**

Anhang

- ¹⁾ Xenophanes, Fragment 15, in: Hermann Diels, Walter Kranz (Hrsg.), Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. 1, Hildesheim 1989, 132f.
- ²⁾ Xenophanes, Fragment 23, in: Diels/Kranz Bd. 1, 135.
- ³⁾ Xenophanes, Fragment 24, ebd.
- ⁴⁾ Xenophanes, Fragment 25, ebd.
- ⁵⁾ Xenophanes, Fragment 18, in: Wilhelm Capelle (Hrsg.), Die Vorsokratiker, Stuttgart 1968, 120.
- ⁶⁾ Xenophanes, Fragment 30, in: Capelle, 122.
- ⁷⁾ Xenophanes, Fragment 18, in: Diels/Kranz Bd. 1, 133.
- ⁸⁾ Heraklit, Fragment 41, in: Diels/Kranz Bd. 1, 160.
- ⁹⁾ Heraklit, Fragment 9, in: Capelle, 131.
- ¹⁰⁾ Heraklit, Fragment 25, in: Capelle, 134.
- ¹¹⁾ Heraklit, Fragment 30, in: Diels/Kranz Bd. 1, 158.
- ¹²⁾ Heraklit, Fragment 89, in: Capelle, 149.
- ¹³⁾ Heraklit, Fragment 29, in: Diels/Kranz Bd. 1, 157.
- ¹⁴⁾ Parmenides, Fragment 6, in: Diels/Kranz Bd. 1, 232f.
- ¹⁵⁾ Parmenides, Fragment 4, in: Diels/Kranz Bd. 1, 232.
- ¹⁶⁾ Parmenides, Fragment 8a, in: Capelle, 169.
- ¹⁷⁾ Parmenides, Fragment 3, in: Diels/Kranz Bd. 1, 231.
- ¹⁸⁾ Aristoteles, Metaphysik, 1. Buch, 3 (984 b), in: Franz E. Schwarz (Hrsg.), Stuttgart 1984, 27.
- ¹⁹⁾ Anaxagoras, Fragment 13, in: Diels/Kranz Bd. 2, 39.
- ²⁰⁾ Anaxagoras, Fragment 12, ebd., 37f.
- ²¹⁾ Anaxagoras, Fragment 65, in: Capelle, 272.
- ²²⁾ Anaxagoras, Fragment 12, in: Diels/Kranz Bd. 2, 38.
- ²³⁾ Platon, Der Staat, 6. Buch (510a - 511e), in: Olof Gigon (Hrsg.), Jubiläumsausgabe sämtlicher Werke in 8 Bänden, Zürich-München 1974, Bd. 4, 349 f.
- ²⁴⁾ Platon, Menon (82a ff.) sowie Phaidon (74d ff.) und Theaitetos (191c ff.)
- ²⁵⁾ Platon, Der Staat, 6. Buch (509a), in: Jubiläumsausgabe Bd. 4, 347.
- ²⁶⁾ Platon, Der Staat, 5. Buch (473d), in: Jubiläumsausgabe Bd. 4, 294.
- ²⁷⁾ Platon, Die Gesetze, 10. Buch (909b), in: Jubiläumsausgabe Bd. 7, 453.
- ²⁸⁾ Platon, Phaidon (80b), in: Jubiläumsausgabe Bd. 3, 41 f.